Zeitschrift: Freiburger Geschichtsblätter
Herausgeber: Deutscher Geschichtsforschender Verein des Kantons Freiburg
Band: 99 (2022)

Buchbesprechung: Rezensionen

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

REZENSIONEN

Alain Bosson, *La pharmacie fribourgeoise du Moyen* Âge *à la fin de l'Ancien Régime. Avec un dictionnaire biographique des pharmaciens fribourgeois 1309–1960*, Bern 2021 (Veröffentlichungen der Schweizerischen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie, Bd. 33).

Alain Bosson ist einem breiteren Publikum vor allem durch seinen *Dictionnaire biographique des médecins fribourgeois (1311–1160)* bekannt, der im Jahr 2009 in den Archives de la Société d'histoire du canton de Fribourg (nouvelle série, vol. 3) erschien (Besprechung durch Hubertus von Gemmingen in FG 86, 2009, S. 382–385). Jetzt legt Bosson einen *Dictionnaire biographique des pharmaciens fribourgeois* vor, der von 1309 bis 1960 reicht, mit einer Einleitung in die Geschichte der Freiburger Apotheken vom Mittelalter bis zum Ende des Ancien Régime – die Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts bleibt noch zu schreiben. Der Beruf des Apothekers spaltete sich im 12. Jahrhundert von demjenigen des Arztes ab, doch dauert die Rivalität zwischen Arzt und Apotheker im Grund bis heute an. Ebenso wie der Arzt war auch der Apotheker ein «Gelehrter» (frz. savant), aber in gewissem Sinn auch ein Handwerker (der Medikamente zubereitet) und ein Kaufmann (der sie und andere Waren verkauft) (s. S. 17 Abb. 2: Der Apotheker und der Arzt. Grafik aus dem *Medicinarius* des Hieronymus Brunschwig, 1505). In Freiburg erscheinen sowohl die ersten Ärzte als auch die ersten Apotheker zu Beginn des 14. Jahrhunderts, und es ist vielleicht kein Zufall, wenn der erste Arzt, Pierre Azon (erwähnt 1311–1345), auch noch eine Apotheke führte; diese befand sich an der Reichengasse und wurde später an Pierre Reymond aus Payerne verkauft, der sie 1356 an den lombardischen Bankier Jaquemin de Saliceto weiterverkaufte. Der erste eigentliche Apotheker aber war Jaquinus von Asti (Piemont) (erwähnt zwischen April 1309 und April 1327), den man zweifellos im Zusammenhang mit den Lombarden sehen muss, die in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts in Freiburg als Kreditgeber wirkten. Aus dem Mittelalter sind für Freiburg eigentlich nur die Namen von auswärtigen Apothekern überliefert, für das 14. Jahrhundert Jaquinus von Asti, Pierre Azon (eigentlich Arzt), Pierre Reymond (erwähnt 1356) und Jean Oguey (erwähnt 1366–1402), aus einer Familie, die ebenfalls aus

dem Piemont stammte. Sein Sohn Othonin erwarb 1411 das Bürgerrecht und wurde dabei als «Apotheker und Kaufmann» bezeichnet, ein ganz schwacher Ansatz zu einer Dynastiebildung, die in Freiburg nie so weit ging wie in den grossen europäischen Städten. Für das 15. Jahrhundert sind immerhin fünfzehn Apotheker erwähnt (s. S. 29 Tab. 2). Von ihnen stammten Etienne de Muratoribus (erwähnt 1409) und Anton Galliardi (erwähnt 1429) ebenfalls noch aus Italien, Bernard Gryne (erwähnt 1419) von Braunschweig, Heintzmann Hemerly (erwähnt 1453) aus dem Elsass und Reymond Rogier (erwähnt 1416–1462) von Avignon. Von Heintzmann Hemerly weiss man, dass er 1453 von einem Juden in Aubonne das Geheimnis zur Herstellung von Seife erwarb, und von Reymond Rogier, dass er 1449 und wieder 1452 dem Kleinen Rat angehörte, dass er 1452 dem Liebfrauenspital Medikamente lieferte und dass er 1460 das Monopol auf den Verkauf von Gift erhielt. Nach seinem Tod (1462) vermietete sein Sohn Guillaume die Apotheke (an der Reichengasse) 1465 an einen gewissen Aymonet Panissie, von dem sonst nichts bekannt ist. Die ersten Apotheker aus Freiburg waren Johann(es) Malchi (erwähnt 1414–1426), Sohn des reichen Kaufmanns Willi Malchi, Niquilinus Manot (erwähnt 1433–1444), Sohn des bekannten Notars Ulrich Manot, Wilhelm Guiger (erwähnt 1448–1472), Sohn des Chirurgen Johann Guiger, und Jacques Arsent (erwähnt 1459–1483), der in den Jahren 1478–1481 auch die Papierfabrik von Marly innehatte. Aus dieser Liste schliesst Bosson, dass es in Freiburg im 15. Jahrhundert in der Regel zwei bis drei Apotheken gab, die sich immer im Burgquartier und meist an der Reichengasse befanden, während in Bern eine erste Apotheke 1435 und eine zweite erst am Ende des 15. Jahrhunderts eröffnet wurde. In Murten ist 1478/1479 ein Apotheker belegt – und dann erst wieder an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert.

Für das 16. Jahrhundert kommt Bosson auf 13 Apotheker, davon Jean de Plait (erwähnt 1496–1540) aus St-Saphorin und sein unehelicher Sohn gleichen Namens (erwähnt 1553–1562), die möglicherweise eine Apotheke vor dem Spital (am heutigen Ulmenplatz) betrieben. Der Vater ist 1501 als Mitglied des Grossen Rats und 1505 als Rat der Sechziger belegt und lieferte der Stadt 1506 Gewürzwein für die Bewirtung von eidgenössischen Gästen. 1527 wurde er vom Bischof von Lausanne in den Adelsstand erhoben. Er machte sein Testament 1540, und sein Sohn 1562. Vor allem aber haben wir aus dem 16. Jahrhundert (1574) einen (deutschsprachigen) Lehrvertrag zwischen dem Apotheker Niklaus Sesinger und seinem

Lehrling Wilhelm Thann, dessen Lehrzeit sechs Jahre dauerte (Abb. 7 S. 39). Das 16. Jahrhundert war mit Andreas Vesalius (1514–1564) das Jahrhundert der Anatomie, und das 17. Jahrhundert dasjenige der Physiologie (des Funktionierens des Körpers), doch machen diese Fortschritte sich im Apothekerwesen von Freiburg nicht eigentlich bemerkbar; das einzige was man feststellen kann, ist, dass die pflanzlichen Ingredienzien der Heilmittel allmählich den metallischen (Merkur, Arsen) Platz machten (nach Paracelsus, 1493–1541).

Im 17. Jahrhundert zählt man 10 Apotheker (S. 46 Tab. 4), davon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts Vater und Sohn Georg und Johannes Uffleger (erwähnt 1591–1632 beziehungsweise 1626–1634). Der Vater, der aus Nürnberg stammte, wurde 1591 gegen eine Bezahlung von 600 Pfund in die Kleine Bürgerschaft und 1598 in die Privilegierte Bürgerschaft aufgenommen. Im Jahr 1611 lieh er seinem Schwager, Wilhelm Halberstatt, 600 Kronen zur Investition in den Salzhandel zwischen Freiburg und Burgund. Georg Uffleger belieferte die Regierung regelmässig mit Wachs, Tinte und Medikamenten für die Pferde, und die Augustiner mit Medikamenten für die Zeit der Ansteckung (mit der Pest); sein Sohn Johannes (oder Jean) Uffleger ist seit 1626 als Apotheker bezeugt, seit 1632 als Mitglied des Grossen Rats, in den Jahren 1639–1644 als Landvogt von Illens, seit 1645 als Mitglied des Rats der Sechzig und 1653–1654 als Venner des Plätzequartiers. Jeans Sohn Ulrich (1639–1701) aber machte insofern einen Aufstieg, als er Arzt des Liebfrauenspitals und schliesslich Stadtarzt wurde. Weniger langlebige Konkurrenten der Uffleger waren die Wiederkehr aus Bremgarten (AG), die eine Apotheke an der Reichengasse führten, der Vater Gregor (erwähnt 1622–1630) und der Sohn Niklaus (erwähnt 1630–1633). Der Vater belieferte die Stadt mehrmals mit «Drogen», Tinte und Farben. Er könnte vor 1630 nach Bremgarten zurückgekehrt und seinem Sohn die Apotheke in Freiburg überlassen haben. Für die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts sind zwei Apotheker deutschen Ursprungs zu erwähnen, die sich beide zum Katholizismus bekehrten, in Freiburg niederliessen und eine Freiburgerin heirateten: Franz Joseph Hermann (erwähnt 1664–1673) von Meisenheim (Rheinland), und Johann Simon Fischbeck (erwähnt 1675) von Goslar (Niedersachsen)

Nichtsdestoweniger war der Beruf des Apothekers in Freiburg (aber auch anderswo) bis Ende des 18. Jahrhunderts nur sehr wenig geregelt; immerhin errichtete die Stadt am Ende des 17. Jahrhunderts ein neues Bürgerspital (auf den Plätzen, heute Pythonplatz). Die Zulassung eines

Kandidaten hing lediglich davon ab, ob er eine als vollständig beurteilte Lehrzeit absolviert hatte; dies entschied eine Kommission, die von der Obrigkeit *ad hoc* eingesetzt wurde und die aus Ärzten bestand, an erster Stelle der Stadtarzt. Eine gleich zusammengesetzte Kommission visitierte auch mehr oder weniger regelmässig die beiden Apotheken (der Uffleger und der Wiederkehr), was regelmässig zu Reibereien führte, weil sich die Ärzte den Apothekern überlegen fühlten. Solche Inspektionen sind für die Jahre 1608, 1614 und 1627 bezeugt; eigentlich hätten sie alle Jahre stattfinden sollen. Während der Verkauf von Gift erst im 18. Jahrhundert geregelt wurde, befasste man sich im 17. Jahrhundert vor allem mit dem Verkauf eines berühmten Gegengifts, des Orvietan (erfunden von Girolamo Ferrante von Orvieto und spöttisch erwähnt als Allheilmittel bei Molière), das in Freiburg erstmals 1651 erwähnt wird; es wurde aber weniger von Freiburger Apothekern vertrieben als von französischen Wanderapothekern, die 1652 und 1680 bei der Obrigkeit ein Zertifikat für die Errichtung eines «Theaters der Drogen und anderer Heilmittel» erhielten.

Dagegen wurde der Verkauf von Gift von der Obrigkeit erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts (1758 und 1773) geregelt und dieses strikt den Apothekern der Hauptstadt vorbehalten, und neben ihnen drei Personen, die von den Landvögten von Bulle, Romont und Estavayer-le-Lac bestimmt wurden. Sowohl die Apotheker der Hauptstadt als auch die drei auserwählten Personen mussten das Gift unter Verschluss halten und nur selber herausgeben – oder allenfalls durch ihre ersten Commis herausgeben lassen, und zwar nur in versiegelten Paketen und gegen ein gedrucktes Zertifikat, das die Käufer – nur solche mit gutem Ruf – bei den Vennern oder Landvögten beziehen mussten, unter Angabe des Grundes, wofür sie das Gift brauchten. Die Verbote richteten sich weniger gegen die Apotheker als gegen die fahrenden Händler, Hausierer und Scharlatane, die ihre zweifelhaften Waren auf den Jahrmärkten feilboten (Staatsarchiv Freiburg, Imprimés Nr. 43, s. auch S. 52 Abb. 10 Ordonnanz über den Verkauf von Gift vom 24. März 1773, in deutscher Übersetzung).

Im 18. Jahrhundert sind in Freiburg 14 Apotheker nachweisbar, und ganz zu Ende des Jahrhunderts je einer in Bulle und in Murten. Im Jahr 1697 liess sich der Arzt Johann Maximilian Körberli aus Innsbruck in Freiburg nieder, wo er drei Jahre später starb. Von seinen beiden Söhnen wurde Johann Franz (erwähnt 1701–1732) Arzt, und Johann Maximilian (erwähnt 1707–1719) Apotheker. 1707 teilten die beiden Brüder die Apotheke, denn der Arzt durfte keinen Anteil an einer Apotheke besitzen.

1713 nahm der Apotheker für 6 Monate einen Lehrling, Hans Jakob Meister von Belfaux, der das Haus nie ohne die Erlaubnis seines Lehrmeisters verlassen durfte. Weitere Mitglieder der Familie Körberli waren Maximilian, wahrscheinlich Sohn von Johann Maximilian, der sich 1742 mit einer Frau von Düdingen verheiratete, Joseph, der 1769 als Apotheker erwähnt wird, und schliesslich Peter, der 1777 starb. Nach seinem Tod wurde die Apotheke 1778 an Antoine Lachat verkauft. Da dies, neben der Apotheke des Bürgerspitals und derjenigen der Jesuiten, die eigentlich keine Kundschaft von ausserhalb bedienen durften, damals die einzige funktionierende Apotheke in Freiburg war, sah die Regierung sich zum Eingreifen gezwungen und bot dem Ex-Jesuiten Jacques Gachoud 1765 die Eröffnung einer Apotheke an. Dieser stammte ursprünglich aus Villars-d'Avry, war in den Jesuitenorden eingetreten und hatte lange Zeit in Lyon verbracht. Als die Jesuiten 1762/1764 aus Frankreich vertrieben wurden, kehrte Gachoud 1765 nach Freiburg zurück, wohin ihm sein Ruf als guter Apotheker vorausgegangen war. Auf Anfrage der «Chambre économique» und des Grossen Rats arbeitete er ein Memorandum aus, in welchem er eine Anleihe von 10 000 Schild, eine jährliche Pension und das Bürgerrecht für sich und zwei Neffen verlangte, die in seiner Apotheke mitarbeiten sollten, Bedingungen, die mit wenigen Abstrichen akzeptiert wurden. Gachoud kaufte ein Haus an der Lausannegasse, «à l'Enseigne des Guérisons Miraculeuses de Nôtre Seigneur», und liess im November 1766 eine Anzeige in der «Gazette de Berne» erscheinen, in der er die bevorstehende Eröffnung seiner Apotheke ankündigte, die älteste Anzeige einer Freiburger Apotheke in der Presse überhaupt (Zitat S. 65). Die Apotheke öffnete im Juni 1767, sie lief gut, Gachoud konnte Geld leihen und ging mit der Unterstützung der Regierung gegen Drogisten und Hausierer vor, die seine Produkte nachahmten. Er bildete seine beiden Neffen, Jean-Jacques und Martin Gachoud, als Apotheker aus und vermachte das Geschäft in seinem Testament von 1795 dem letzteren. Die Apotheke besteht bis heute, es handelt sich um die heutige Apotheke des Burgquartiers, die 2003 an den Rathausplatz zog (s. S. 68 Tab. 6: Chronologie des propriétés de l'ancienne Pharmacie Gachoud). Von den Freiburger Apotheken ist keine Bibliothek überliefert, wohl aber befanden sich 1813 nicht weniger als 16 Bücher mit dem handschriftlichen *Ex Libris* von Gachoud (Abb. 13 S. 70) in der Bibliothek der damals neu gegründeten «Société Economique», die heute in der Kantons- und Universitätsbibliothek (Freiburg) aufgegangen ist.

Im gleichen Jahr (1767) wie Gachoud seine Apotheke (an der Lausannegasse) eröffnete, erteilte die Regierung auch noch einem Arzt, Josse-Ignace Kolly (1726–1804), die Erlaubnis zur Eröffnung einer Apotheke (an der Reichengasse), der erste Arzt seit Pierre Azon (erste Hälfte des 14. Jahrhunderts), der zugleich eine Apotheke führte bzw. durch einen Provisor (1777 Antoine Lachat) führen liess. Im Jahr 1770 zeigte eine Inspektion, dass Kollys Apotheke in einem guten Zustand war. Zwei Jahre später verlangte der Inhaber ein Stück Land von der Allmende für einen botanischen Garten für die Apotheke seiner Söhne (von denen der ältere damals erst 5 Jahre zählte), und wiederum zwei Jahre später wurde er zum Stadtarzt ernannt. In der Folge schloss er sich jedoch der Rebellion von Nicolas Chenaux an und veröffentlichte 1782 ein anonymes Pamphlet, das die Öffnung der privilegierten Bürgerschaft forderte (zu der Kolly nicht gehörte). Ein Jahr später war er zwar vielleicht nicht der Autor einer weiteren Schrift mit dem Titel «Sammlung aller Vorstellungen der Bürgerschaft von Freiburg», wohl aber an deren Verbreitung beteiligt, so dass er 1793 zu lebenslänglichem Gefängnis und zur Konfiskation seiner Güter verurteilt wurde; die Pamphlete wurden verbrannt. Nach 18 Monaten Gefängnis wurde Kolly verbannt und ging nach Versoix, von wo aus er weitere aufrührerische Libellen verbreitete; einer seiner Söhne war ein sehr aktives Mitglied des Helvetischen Klubs in Paris. 1798 kehrte Josse-Jacques Kolly nach Freiburg zurück und wurde wieder Stadtarzt († 1804); 1848 wurde er rehabilitiert und als Arzt und Apotheker genannt.

Das Jesuitenkollegium St. Michael besass seit seiner Gründung (1582) eine kleine Apotheke zum eigenen Gebrauch, doch bis ins 18. Jahrhundert erlangte diese einen grossen Erfolg bei der Bevölkerung (ein farbiges Schild von 1735 mit dem hl. Damian, dem Patron der Apotheker, ist erhalten, s. S. 78 Abb. 15). Die Apotheke machte nicht nur den anderen Apotheken, sondern auch den Ärzten Konkurrenz. Die Einnahmen waren so gross, dass daraus der Umbau der Kirche (1756–1769) finanziert werden konnte. Als die Jesuiten einen Neubau für die Apotheke (an der Nordseite, in einem der beiden Winkel des Nordturms, s. S. 79f. Abb. 16 u. 17) errichteten, steuerte die Regierung die Steine dazu bei. Nachdem die Niederlassung der Jesuiten (1773) zum ersten Mal aufgehoben worden war, blieben hier zwei Jesuiten und Apotheker zurück, Ignace Cliquot (aus dem Elsass) und Joseph Neyer (aus Vorarlberg). Cliquot war damals schon 83 Jahre alt und starb 1784; Neyer verheiratete sich 1777 und hätte die Apotheke gerne gekauft, doch wurde sie 1786 liquidiert.

Erst ganz am Ende des Ancien Régime, im Jahr 1798, versuchte die Regierung von Freiburg erstmals die Bedingungen für die Zulassung zu den medizinischen Berufen (Ärzte, Chirurgen, Praktiker und Apotheker in Stadt und Land) zu regeln. Dazu stützte sie sich auf einen kleinen Kreis von Medizinern, die sich seit 1748 «Faculté de médecine de Fribourg en Suisse» nannten (heute «Société de médecine du canton de Fribourg»). Von 102 Artikeln betrafen 19 die Apotheker; sie trugen den unmissverständlichen Titel «Règles de subordination pour le corps des apoticaires(!)» (abgedruckt im Anhang, S. 95–99). Diese unterstanden weiterhin den beiden Ärzten der Stadt, doch sollten ihre Apotheken (vier) viel häufiger inspiziert werden als bisher. Die Apotheker wurden ermahnt, den Visitatoren gegenüber gehorsam zu sein und deren Anweisungen pünktlich Folge zu leisten («seront docile aux représentants des Visiteurs & exécuteront ponctuellement les ordres qui leur seront intimés»). Ihre Lehrzeit betrug acht Jahre: zwei Jahre Praktikum in einem Labor und zwei Jahre «garçon» und schliesslich vier Jahre eigentliche Lehre bei einem Apotheker. Darauf folgte, vorgenommen durch die «Faculté de médecine», ein Examen, das zwei Tage dauerte (je ein Tag Theorie und Praxis). Das bestandene Examen gab kein Recht auf die Eröffnung einer Apotheke: die Apotheken in der Hauptstadt sollten die Zahl von vier (Apotheken Martin Gachoud, Lausannegasse 11; Antoine Lachat, Lausannegasse 13; Jacques Müller, Reichengasse 12A und Pierre Gendre, Steinbrückengasse 16) nicht überschreiten. Die Apotheker mussten sich an das von der «Faculté de Médecine» redigierte *Dispensarium* mit den Rezepten für die wichtigsten Medikamente halten, von dem ein einziges, handschriftliches Exemplar überliefert ist (Abb. 18, S. 85). Wenn die Apotheker Heilmittel verkaufen wollten, die nicht im *Dispensarium* enthalten waren, mussten sie deren Rezepte vorgängig von der «Faculté de Médecine» genehmigen lassen. Um den Ärzten keine Konkurrenz zu machen, durften sie die Kunden nicht beraten, sondern lediglich die ärztlichen Rezepte ausführen. Und schliesslich mussten sie jederzeit (wohl Tag und Nacht) zur Verfügung stehen. Dieses Reglement blieb nur acht Jahre in Kraft, bis zum Sturz des Ancien Regimes (1798). Es galt wohl auch für die Apotheken, die erst in den 1790er-Jahren in Bulle und in Murten eröffnet worden waren, und zwar 1795/1786 die «Pharmacie du Serpent» in Bulle und 1795 die Apotheke von Johann Bernhard Vissaula in Murten, die Vorläuferin der «Pharmacie Golliez», die ihre Blütezeit im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts (unter dem Apotheker Frédéric Golliez) erlebte. 1797 sollte auch eine Apotheke in Estavayer-le-Lac eröffnet werden, doch scheint es nicht mehr dazu

gekommen zu sein. Erst unter der Helvetischen Republik wurde (1798) ein erster «Conseil de santé» eingesetzt und wurde das Gesundheitswesen zu einer öffentlichen Angelegenheit, doch wäre es falsch zu behaupten, die Regierung des Ancien Regimes hätte sich überhaupt nicht darum gekümmert.

Auf diese Geschichte der Apotheken in Freiburg (rund hundert Seiten), die sich sehr kurzweilig liest (deshalb das lange Referat…) und mit 47 Abbildungen gut illustriert ist, folgen (auf rund 150 Seiten) rund 260 Biografien von Freiburger Apothekern (1309–1960). Unter ihnen finden sich sogleich «alte Bekannte», so zwei Mitglieder der Familie A Marca, zwei Mitglieder der Familie Cuony (Hippolyte, 1838–1904, und Jean-Auguste, 1887–1959); Pierre Dessonnaz (1908–2005), Vater des ehemaligen Stadtarchivars Jean-Daniel Dessonnaz: Marie-Jeanne Dubas (*1923), Tochter des Apothekers Jean-Auguste Cuony und Ehefrau des bekannten verstorbenen Arztes Jean Dubas (1918–2003); Guillaume Lapp (1877–1932), oder auch Paul Blanquet (1926–2000), dessen Sohn Pascal seit 1982 begann, die altehrwürdigen Freiburger Apotheken zu erwerben und daraus die «Groupe Capitole» (heute BENU) zu bilden. Zwischen der Geschichte und den Biografien ergeben sich gewisse Doppelspurigkeiten, die wohl nicht zu vermeiden sind, indem die Geschichte in den Anmerkungen auf einzelne Belege verweist, während bei den Biografien die Hinweise auf die Quellen im Block am Ende der Notiz gegeben werden. Das alles beruht auf einem äusserst disparaten Quellenmaterial, das schwierig zusammenzusuchen war. Den Band beschliessen eine Chronologie zur Geschichte von Freiburg und seinen Apotheken (1157–2020) sowie ein Glossar und ein Register der Namen und Orte.

Kathrin Utz Tremp

Un notaire à l'étude. Le plus ancien registre lausannois (1360-1366). Edition critique établie par Lionel Dorthe, Martine Ostorero et Kathrin Utz Tremp, avec une étude d'Oriane Grandjean, *En quête d'un notaire inconnu*, Lausanne 2021 (Cahiers lausannois d'histoire médiévale, vol. 59), XV+288 pp.

Comme son titre le laisse soupçonner, le présent ouvrage est une collaboration de plusieurs auteurs autour d'une source d'archives, le registre Dg 31 des Archives cantonales vaudoises, qui représente le plus ancien

registre d'un notaire lausannois parvenu jusqu'à nous. Il contient des actes datant des années 1360–1366 et est édité ici pour la première fois.

La genèse de cette publication est à chercher dans les recherches menées depuis quelques années à l'Université de Lausanne autour du notariat médiéval, qui ont poussé Oriane Grandjean à se pencher pour son mémoire de master sur ce premier registre lausannois connu. Dans le livre présenté ici, c'est à la fin du volume, aux pp. 167–262, que le mémoire d'Oriane Grandjean est publié, sous le titre *En quête d'un notaire inconnu*. Après une description du registre en tant qu'objet matériel et outil de travail, l'auteure part à la recherche de l'identité du notaire anonyme à l'origine du registre – et l'identifie comme étant Nicolas de Perroy, un notaire dont Oriane Grandjean trouve des traces de l'activité à Lausanne entre 1360 et 1385. Elle s'intéresse aussi à la manière de travailler du notaire telle qu'elle transparaît dans son registre: organisation des rubriques, *levationes* signalées, titres, mise en page, datations et accumulation du travail à certaines dates, ce qui montre par exemple que le notaire travaillait particulièrement le samedi, jour de marché. La partie suivante est consacrée aux annotations notariales signalant qu'un acte a été levé, approuvé, etc. Quant à la partie consacrée à la typologie des actes et à la clientèle, elle met en avant en particulier, parmi les clients les plus fidèles de Nicolas de Perroy, le personnage d'Agnelette, une veuve qui pratiquait manifestement le prêt à large échelle.

L'autre grande partie de l'ouvrage présenté ici est l'édition proprement dite du registre Dg 31, par Lionel Dorthe, Martine Ostorero et Kathrin Utz Tremp, aux pp. 1–165. Les rubriques y sont numérotées, précédées d'un regeste français, et annotées. Cette édition offre à la recherche une base solide à l'étude de ce registre. Lionel Dorthe et Kathrin Utz Tremp poursuivent ainsi leur travail d'édition de registres de notaires entamé avec la publication du Registre des Lombards, le premier conservé aux Archives de l'État de Fribourg, paru en 2016 dans les Sources du droit suisse (SDS FR 1/3/7).

La préface remet ce registre et son étude dans un contexte plus vaste. Une bibliographie et deux index complètent le volume: un index de la typologie des actes et index des matières, et un index des noms de personnes et de lieux. Ils permettront aux chercheurs de continuer encore l'étude de cette source si riche.

Clémence Thévenaz Modestin

Daniela Schulte, *Die zerstörte Stadt. Katastrophen in den schweizerischen Bilderchroniken des 15. und 16. Jahrhunderts*, Zürich 2020 (Medienwandel – Medienwechsel – Medienwissen 41), 246 S., Abb., Register.

Die Schweizer Bilderchroniken, die gegen Ende des 15. Jahrhunderts bis ins ausgehende 16. entstanden sind, stellen hinsichtlich ihrer grosszügigen Bebilderung im Deutschen Reich eine Besonderheit dar. Durch die modernen Reproduktionen haben einige ihrer Abbildungen in den letzten fünfzig Jahren schon fast ikonischen Wert erlangt. Die Erwartungen, die an ihre Bearbeitung gestellt werden, sind dementsprechend hoch.

Eine solche Bearbeitung hat Daniela Schulte im Rahmen ihrer Dissertation an der Universität Zürich unter der Leitung von Martina Stercken unternommen (Teil des Nationalen Forschungsschwerpunkts ‹Medienwandel – Medienwechsel – Medienwissen. Historische Perspektiven›, 2013–2017).

Die Bilder werden zwar schon länger im Rahmen einer wissenschaftlich angemessenen Aufarbeitung der Bilderchroniken untersucht. Aber zum einen sind gewisse dieser Resultate lediglich als Zusatz stark limitierter Faksimile-Ausgaben publiziert worden und zum anderen fehlt die Auseinandersetzung mit der medialen Bedeutung extremer Elementarereignisse in diesen Chroniken, weil sie im Vergleich zur politischen Geschichte viel schwächer vertreten sind. Das Desiderat, das im Übrigen bezüglich Katastrophenbilder der Vormoderne generell besteht[1], hat Schulte richtig erkannt. Ziel der Arbeit ist es, die mediale Funktionsweise der Schrift- und Bildkompositionen zur Darstellung von Überschwemmungen, Bränden und Erdbeben, die Städte verheert haben, zu ergründen; sowohl hinsichtlich der Rolle von Bildchroniken für die Katastrophenkommunikation als auch hinsichtlich der Rolle solcher Ereignisse für die historische Gedächtnisbildung (S. 16, 19).

Das Quellenkorpus konstituieren die illustrierten Berner Chroniken von Bendicht Tschachtlan und Heinrich Dittlinger (um 1470), die drei Berner Chroniken von Diebold Schilling d. Ä. (um 1484), die Luzerner

[1] Unter anderen Marco Folin / Monica Preti (Hg.), *Wounded Cities. The Representation of Urban Disasters in European Art (14th–20th Centuries)*, Boston 2015 (Art and Material Culture in Medieval and Renaissance Europe 3); Vera Fionie Koppenleitner, *Katastrophenbilder. Der Vesuvausbruch 1631 in den Bildkünsten der Frühen Neuzeit*, Berlin/München 2018 (I Mandorli 22).

Chronik von Diebold Schilling d. J. (um 1513), die Basler Chronik von Christian Wurstisen (1580) sowie die eidgenössisch ausgerichteten Chroniken von Werner Schodoler (1535), Johannes Stumpf (1548), und Johannes Silberysen (vor 1594). Nur jene von Stumpf und Wurstisen wurden als Druckwerke verfasst. Die Illustrationen gaben die Redaktoren meist extern in Auftrag. Schulte extrahiert aus den Chroniken die bebilderten Katastrophenerzählungen, ohne ihre Gesamtzahl zu nennen. Ein Register der Bildobjekte zur Übersicht, Überprüfbarkeit und weiteren Auswertung lässt das Buch vermissen.

Die Analysekategorien zur Bild- und Schriftinterpretation bildet Schulte anhand aktueller Theorien der mediävistischen Historiografieforschung, der vormodernen Katastrophenforschung und der Medien- und Kommunikationswissenschaften, wobei sie eine solide Literaturliste zusammenstellt, allerdings ohne kritische Anmerkungen dazu. Methodisch im Zentrum steht der Katastrophenbegriff, der sich zur Analyse der abgebildeten Ereignisse in den Bilderchroniken gut eignet. Schulte versteht darunter sowohl mensch- als auch nicht menschgemachte Elementarereignisse, die unverhofft eintraten, verheerend waren, den Alltag der Betroffenen einschneidend veränderten und hinsichtlich der anschliessenden Bewältigung Erklärungsbedarf erzeugten (S. 91). Trotz der intensiven Auseinandersetzung der Forschung mit der Schwere und der Sequenz von Auswirkungen, Reaktionen und Deutungen bei Extremereignissen und obwohl solche Nuancen auch in den Bilderchroniken hervortreten, differenziert sie hier nicht weiter. Zusätzlich verwendete analytische Begriffe wie ‹Kontingenz› oder ‹Lebenswelt› bleiben unerklärt.

Schulte gliedert ihre Untersuchung in drei Hauptteile: In Kapitel 2 werden die allgemeinen Mechanismen der Textkonstruktion im Zusammenspiel von Schrift und Bild sowie die damit beabsichtigte Inhaltsvermittlung untersucht. Kapitel 3 wendet sich der Dokumentation der Katastrophen zu, während Kapitel 4 die Präsentation ihrer gesellschaftlichen Bewältigung in den Blick nimmt. Das Vorgehen erscheint erfrischend klar, stringent und direkt, seine Ausführung ist hingegen problematisch. Dadurch, dass die unterschiedlichen Handlungs- und Deutungsebenen, auf denen sich Naturereignis, soziale Krise, Katastrophenkommunikation und Geschichtsschreibung abspielen, viele Beziehungen und Überlappungen untereinander aufweisen, fehlt es den Kapiteln oft an Trennschärfe und es ergeben sich viele Wiederholungen, die hätten vermieden werden können. Immerhin hat dieses Vorgehen den Vorteil, dass das Buch so auch nur

auszugsweise konsultiert werden kann. Die Bildvergleiche lassen sich anhand der 41 Abbildungen hoher Qualität gut nachvollziehen.

Die wichtigsten Befunde der Arbeit sind folgende: Bilder sind hauptsächlich den Erzählungen beigefügt, um Akzente und Schwerpunkte zu setzen. Manchmal werden auch darüber hinausgehende Informationen oder zusätzliche Interpretationsmöglichkeit geboten. Die Darstellungen kombinieren künstlich-symbolische mit raumzeitlich spezifischen Bildelementen, inklusive Bildgeschichten. Die Katastrophen werden über ereignistypische Formeln verdeutlicht, zum Beispiel brechende Turmspitzen bei Erdbeben (S. 123–129). Dazu kommen Topoi zur emotionalen Dramatisierung, die Schrecken, Leid und Trauer verdeutlichen. Dabei wird klar, wie sehr die Chronistik auch bei den Bildern mit Kopien, Ergänzungen und Variationen von Vorgängern arbeitete. Die chronikalische Beeinflussung der Bildgebungen zwischen Handzeichnungen und Holzdrucken war bis in die frühe Neuzeit trotz zunehmender Bedeutung des Buchdrucks wechselseitig (S. 68). Verbildlicht wurden lediglich Katastrophen, deren Bewältigung als erfolgreich und längerfristig konstitutiv für die Stadtgeschichte inszenierbar waren, denn die spätmittelalterlichen Chronisten waren einer positivistisch historisierenden Identitätskonstruktion verschrieben (S. 206). Die Reformation liess im 16. Jahrhundert spezifische konfessionelle Erzählstrategien entstehen, die Schulte aufzeigt (S. 154–167). Aber darüber hinaus wird die Rolle der Katastrophen für den aufkommenden humanistischen Nationalismus nicht deutlich, weil sie jene mit den diesem hauptsächlich zudienenden politischen Erzählungen nicht in Bezug setzt. Die erfolgreiche Bewältigung der Katastrophen wird insbesondere in Darstellungen kollektiver Massnahmen der Schadensbegrenzung und des Wiederaufbaus demonstriert, welche die bedrohte oder gestörte Ordnung möglichst aufrechterhalten oder wieder herstellen sollten (S. 178–201). Die Chronisten bedienten sich gängiger Sinnstiftungsangebote, um das Unfassbare ideell einzuordnen. Wie Schulte aufzeigt, wird die Ursachenzuschreibung verhandelt zwischen Störungen der allumfassenden göttlichen und der ihr untergeordneten, leichter ergründbaren weltlichen Ordnung; das sind astrologische, geophysische und anthropogene Ursachen im lokalen Kontext (S. 156–158).

Die Monografie gibt eine gute Einführung in das lange überfällige Thema der Katastrophen in den schweizerischen Bilderchroniken. Es gelingt Schulte aufzuzeigen, wie Bild und Text im Dienst der spätmittelalterlichen Geschichtsschreibung medial eingesetzt wurden, sie bleibt aber an

der Oberfläche. Die Eingangshypothesen der Kapitel entsprechen oft den Schlussthesen, weil sie bei der Analyse regelmässig einem parabolischen Muster verfällt: Ausgehend von den Kernaussagen der Literatur, spürt sie denselben in den eigenen Quellen nach und endet mit der Bestätigung dessen, was sie ebenso vorgefunden hat, ohne mit spezifischen Fragen darüber hinauszugehen. Dass sie die bisherigen Befunde für ihre Bilderchroniken überprüft, ist zwar korrekt, aber der Erkenntnisgewinn bleibt dadurch mässig. Der Grund dafür liegt auch darin, dass sie mit Ausnahme von Konrad Megenbergs «Buch der Natur» (um 1350, als Druck ab 1475), mit dem ihr ein aufschlussreicher Abgleich gelingt (S. 151–154), kaum Quellen anderer Gattungen berücksichtigt, ebenso wenig wie kunstgeschichtliche Fachliteratur, die zur Machart der Miniaturen und ihrer Ikonologie noch mehr zu sagen hätte. Ein kurzer Verweis auf heutige Katastrophendiskurse, die mit dem Gezeigten doch einige Gemeinsamkeiten aufweisen (S. 101–123)[2], wäre hinsichtlich des Forschungsrahmens der Arbeit angemessen gewesen. Aber immerhin: durch die sorgfältige Einbindung der Digitalisate der Bilderchroniken, die auf wissenschaftlichen Publikationsplattformen frei zur Verfügung stehen[3], schafft Schulte für die Leserschaft eine bisher unbekannte Nähe zu den Originalquellen und leistet dadurch selber einen Beitrag zum Medienwandel in der aktuellen Geschichtsschreibung.

Raphael Longoni

Mathias Moosbrugger, *Petrus Canisius. Wanderer zwischen Welten*, Innsbruck 2021, 288 S., Abb.

Der 1521 in Nimwegen (Herzogtum Geldern) geborene Peter Kanis, der unter der latinisierten Namensform Petrus Canisius bekannt wurde, ist – obwohl eher spät selig- (1864) und heiliggesprochen (1925) – insofern ein «typischer» freiburgischer Heiliger, als er sich gut ins tradierte Bild von

[2] Raphael Longoni, L'ouragan Lothar 1999. Gestion d'une catastrophe dans le discours médiatique à Fribourg, in: *Annales fribourgeoises* 82 (2020), S. 49–57.

[3] Vor allem Universität Freiburg (Hg.), *e-codices. Virtuelle Handschriftenbibliothek der Schweiz*, Freiburg i. Ü., https://www.e-codices.unifr.ch, 8.8.2022; Rafael Ball (Hg.): *e-rara. Die Plattform für digitalisierte Drucke aus Schweizer Institutionen*. Zürich, https://www.e-rara.ch/ 8.8.2022.

Freiburg als katholischem Bollwerk einfügt. Durch sein vielfältiges Wirken wurde der Jesuit Canisius zu einer Galionsfigur der katholischen Reform im Reich, nach dessen Ableben sich ein von seinen Ordensbrüdern geförderter lokaler Kult entwickelte. Dabei könnte fast vergessen gehen, dass der am 21. Dezember 1597 in Freiburg Verstorbene, der als Prediger, geistlicher Begleiter und nicht zuletzt Impulsgeber beim Ausbau des Jesuitenkollegiums St. Michael auf vielfältige Weise mit der Saanestadt verbunden war, erst spät hierher kam. Er übersiedelte 1580 nach Freiburg, und dies keineswegs freiwillig: Nach Querelen mit seinen jesuitischen Mitbrüdern wurde er von seinen Oberen im wahrsten Sinn des Wortes «marginalisiert» und in die von reformiertem Gebiet umgebene katholische Exklave im äussersten Westen des Reichs ins Exil geschickt. Pünktlich zu Canisius' fünfhundertstem Geburtstag ist nun das hier anzuzeigende Buch erschienen, dessen Verfasser als doppelt promovierter Historiker und Theologe über alles nötige Rüstzeug für die an ihn herangetragene Aufgabe verfügt. Sein eingängig geschriebenes Canisius-Buch, das stellenweise in einen etwas kolloquialen Ton verfällt, dabei aber durchwegs solide recherchiert ist, versteht sich weniger als Biografie im Sinne eines «möglichst lückenlosen Lebenslaufs» als eine «biografische Skizze», die mit dem Ziel verfasst worden ist, «die Persönlichkeit von Petrus Canisius sichtbar zu machen, indem er in die wichtigsten historischen Spannungsfelder eingeordnet wird, in denen er sich bewegt hat» (S. 7). Von diesen Spannungsfeldern gibt es einige, was nicht zuletzt im Untertitel zum Ausdruck kommt: Der «Wanderer zwischen den Welten» ist vorerst einmal wörtlich zu verstehen, durchmass Canisius doch auf seiner Mission einen grossen Teil Europas. Zwischen 1550 und 1570, seinem aktivsten Lebensabschnitt, soll er durchschnittlich circa 2000 Kilometer pro Jahr zurückgelegt haben. Auch im übertragenen Sinn pendelte er zwischen unterschiedlichen «Welten» und den sich so ergebenden Spannungsfeldern: zwischen hoher Politik und kleinen Leuten, zwischen Papst und Landpfarrer, zwischen Universität und Dorfschule…

Der Patriziersohn Peter Kanis entschloss sich entgegen dem väterlichen Willen zu einem geistlichen Leben, wobei er eine erste Prägung im erweiterten familiären Umfeld erhalten haben wird, zählten doch Vertreterinnen der niederländischen beziehungsweise flämisch-rheinischen Mystik dazu. Der junge Peter fühlte sich zu einer eher verinnerlichten Form von Religiosität hingezogen und bereitete sich für einen Eintritt in den Kartäuserorden vor – schreckte dann aber vor diesem Schritt zurück und

trat nach einer Neuausrichtung 1542 zweiundzwanzigjährig den Jesuiten bei, als erster deutscher Jesuit überhaupt. In der Gesellschaft Jesu fand er seine Berufung, nämlich die «Wiederbelebung des scheintoten deutschen Katholizismus» (S. 39). Nach einigen italienischen Lehrjahren, unter anderem in Rom, wo er vom Ordensgründer Ignatius von Loyola selbst unter die Fittiche genommen wurde, und in Messina, wo er an der Einrichtung der ersten öffentlichen von den Jesuiten geführten Schule beteiligt war, kehrte Canisius 1549 ins Reich zurück und widmete sich fortan einer Aufgabe, die sich rasch zur jesuitischen Kernkompetenz entwickeln sollte, dem Gymnasial- und dem Hochschulwesen, wobei er im süddeutsch-österreichischen Raum für die Errichtung zahlreicher Jesuitenkollegien besorgt war. 1556 ernannte ihn Ignatius von Loyola kurz vor seinem Tod zum ersten Provinzial der neubegründeten oberdeutschen Jesuitenprovinz. Im Laufe der 1570er-Jahre verdüsterte sich Canisius' Verhältnis zu seinen Mitbrüdern, insbesondere zu seinem Nachfolger als Provinzial, Paul Hoffaeus, was schliesslich zu seiner «Strafversetzung» nach Freiburg führen sollte.

Petrus Canisius hatte nicht nur als Schulgründer einen nachhaltigen Anteil am Wiedererstarken des deutschen Katholizismus, sondern auch als Autor. Zu seinen zahlreichen Werken gehören hagiografische Schriften sowie neu herausgegebene Kirchenvätertexte, da die Patrologie zum «Schlachtfeld» geworden war, «auf dem die wachsenden konfessionellen Gegensätze ausgefochten wurden» (S. 163). Den Anstoss zu Canisius' Edition des Kyrill von Alexandrien gab beispielsweise die vom Basler Reformator Johannes Oekolampad 1528 besorgte Kyrill-Ausgabe. Um den Reformierten nicht die Deutungshoheit über Kyrill zu überlassen, zog Canisius mit einer Edition nach, die «nach heutigen Standards» als katholisierte «Raubkopie» Oekolampads zu gelten hat (S. 166). Von Pius V. erhielt Canisius den Auftrag, eine Widerlegung der so genannten Magdeburger Centurien zu verfassen, des von Matthias Flacius initiierten ersten Versuchs einer grossen Kirchengeschichte aus protestantischer Sicht. Canisius sträubte sich gegen den Grossauftrag, musste dann aber einlenken und legte 1571 und 1577 zwei erste (und gleichzeitig letzte) Bände zu Johannes dem Täufer und Maria vor, «ein viele hundert Seiten umfassendes, dicht gedrucktes patrologisches Sammelsurium mit antiprotestantischer Zielrichtung» (S. 180). Zur eigentlichen katholischen Erwiderung auf die Magdeburger Centurien sollten dann die ab 1578 erscheinenden mehrbändigen *Annales ecclesiastici* des Cesare Baronio werden. Einen

weitaus grösseren Erfolg hatte Canisius mit seinen ab 1555 gedruckten Katechismen, die sich als überaus wirkungsmächtig erweisen sollten. Die Pluralform ist hier angebracht, weil der Verfasser nicht einen Katechismus, sondern gleich mehrere zusammenstellte. Neben einem Grossen Katechismus schrieb er auch kürzere Fassungen, deren Form auf die Grundschule beziehungsweise auf den gymnasialen Unterricht zugeschnitten war.

Presseberichte über Mathias Moosbruggers Canisius-Buch sprechen mit auffallender Häufigkeit das letzte Kapitel an, das den problematischeren Seiten des Porträtierten zugedacht ist: «Zwischen Schuld und Sühne». In welchen Lebensbereichen hatte sich Canisius «schuldig gemacht»? Wir wollen hier weniger auf seinen von Moosbrugger so genannten «kontroverstheologischen Grobianismus» (S. 221) eingehen, da die protestantischen und katholischen Polemiker in durchaus vergleichbarem Masse aufeinander eindroschen, als auf die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts neu aufflackernden Hexenverfolgungen. Sein Biograf nennt Canisius im Hinblick auf dessen Predigten einen «Verstärker einer kollektiven Hexenhysterie, die er nicht durchschaut hat, weil er selbst zutiefst von dieser Hysterie erfasst war» (S. 230). Und weiter: «Vor allem in den 1560er-Jahren hat er [Canisius] mit seiner ganzen Autorität als berühmtester Vorkämpfer der katholischen Erneuerung in Deutschland von der Kanzel herab zu einer Verschärfung des Hexenglaubens beigetragen und damit an einem kollektiven Klima der Angst mitgearbeitet, das die Verfolgungsstürme [...] erst möglich gemacht hat» (S. 231).

Abgesehen davon, dass in der modernen Hexenforschung der Hysterie-Begriff vermieden wird, da neben der Angst vor vermeintlichen Hexen auch durchaus «rationale» Beweggründe verfolgungsfördernd wirkten, müsste der hier eher postulierte denn nachgewiesene direkte Einfluss von Canisius' Predigten auf das konkrete Verfolgungsgeschehen im Detail untersucht werden. Zumindest im Bereich der Exorzismen (der mit Hexerei nicht ganz deckungsgleich ist) scheint Canisius' persönliches Engagement festzustehen: «Tatsächlich hat der Aufschwung dieses damals weitgehend in Vergessenheit geratenen Wallfahrtsortes [das Marienheiligtum Altötting] unmittelbar mit den aufsehenerregenden Teufelsaustreibungen durch Petrus Canisius vor Ort zu tun» (S. 228), über die sich seine Mitbrüder nicht glücklich zeigten und die von der Ordensleitung unterbunden wurden. Auch gegenüber der Hexenverfolgung war die Haltung der Jesuiten durchaus geteilt, allerdings überwogen im 16. Jahrhundert in der Gesellschaft Jesu die verfolgungsbejahenden Stimmen (zu denen

Canisius gezählt wird), während dezidiert verfolgungskritische erst mit dem Beginn des 17. Jahrhunderts aufkamen (Rita Voltmer, Art. «Jesuits», in: *Encyclopedia of Witchcraft*, Santa Barbara/Denver/Oxford 2006, Bd. 2 S. 586–589, wo Petrus Canisius mit Prozessen im Fürstbistum Augsburg in Verbindung gebracht wird).

Alles in allem ist Mathias Moosbrugger ein informatives, gut lesbares Canisius-Buch geglückt, in dem sowohl Licht- als auch Schattenseiten des Dargestellten angesprochen werden. Gewisse Aspekte verlangen sicher nach weiteren Untersuchungen (so zum Beispiel der mögliche Einfluss von Canisius auf die Hexenverfolgungen in Freiburg), was angesichts des Einführungscharakters des Werkes nicht weiter erstaunen mag und dem Autor nicht zum Vorwurf gemacht werden kann.

GEORG MODESTIN

Territoires de la memoire / Räume des Wissens. La bibliothèque des Capucins fribourgeois / Die Bibliothek der Freiburger Kapuziner, Freiburg 2021, 171 S., Abb.

Im Jahr 2004 schenkte der Kapuzinerorden der Kantons- und Universitätsbibliothek Freiburg die Altbestände der Bibliotheken im Kapuzinerkloster Freiburg und in den beiden aufgegebenen Klöstern von Bulle und Romont im Umfang von etwa 15000 Bänden (so S. 7, wogegen auf S. 22 die Zahl von 30000 Bänden angegeben wird). Dieses grosszügige Legat, wozu als Sonderbestand auch die Bibliothek des Freiburger Staatsmanns und Humanisten Peter Falck (um 1468–1519) gehört, sollte nicht unbeachtet in den Depots der Kantonsbibliothek vor sich hin schlummern, sondern aufgearbeitet und durch eine Ausstellung samt Katalog der Öffentlichkeit vorgestellt werden. Auf Anregung von Simone de Reyff, der verdienstvollen Präsidentin der Freunde der KUB und ehemaligen Professorin für französische Literatur an unserer Universität, befassten sich sieben Master-Studierende des Departements für Französisch unter der Leitung von Prof. Claude Bourqui ein Jahr lang mit ausgewählten Werken dieser unter der Signatur ‹CAP› klassierten Bestände. Die Auswahl richtete sich auf Werke der profanen Literatur, die in drei chronologischen Kapiteln (16./17. Jahrhundert, 18. Jahrhundert und 19. Jahrhundert) präsentiert werden.

Im einleitenden Teil wird zuerst das Wirken der Kapuziner im Kanton Freiburg seit ihrer Ankunft im Jahr 1609 skizziert. Dann bietet Rosmarie Zeller einen Einblick in das komplizierte Verhältnis der Kapuziner zu den Büchern und zur Bildung allgemein und charakterisiert aufgrund der alten Kataloge die Altbestände der Freiburger Kapuzinerbibliotheken; die Bibliothek im Kloster Freiburg weist die Besonderheit auf, dass sie dreisprachig war, das heisst lateinisch, deutsch und französisch (in dieser Reihenfolge). Neben theologischen und spirituell-pastoralen Werken enthalten die drei Bibliotheken erstaunlicherweise auch naturwissenschaftliche Werke und profane, belletristische Literatur. Diese stammt zumeist aus Schenkungen, etwa von Geistlichen der Stadt, darunter dem Chorherrn Heinrich Fuchs (mit der Bibliothek Falck), von Landpfarrern oder von patrizischen Familien. Auf solche Weise fanden auch Werke, die auf dem Index standen, sogenannte verbotene Bücher (*libri prohibiti*), Zugang zu den Kapuzinerbibliotheken. Papst Benedikt XIV gestattete 1752, dass die Kapuziner solche Werke besitzen durften.

Im ersten Kapitel «Lesen/Wissen» (16. und 17. Jahrhundert) wird das Augenmerk auf kompilatorische Werke der Wissensvermittlung gelegt. Den Angelpunkt bildet die in mehreren Sprachen verbreitete Weltchronik *La mer des histoires* von 1488. Darauf folgen Florilegien, darunter die *Adagia* (Sprichwörter) des Erasmus von Rotterdam, und weitere Werke der Redekunst. Besonders beliebt in frühbarocker Zeit waren emblematische Werke, bei denen symbolische Darstellungen von Objekten oder Szenen von einem Motto (einer Devise) und einem erklärenden Kommentar meist erbaulichen Inhalts begleitet sind. Eingehend wird das vielfältige Werk des Jesuiten und Universalgelehrten Athanasius Kircher (1602–1680) behandelt, das Mathematik, Medizin, Physik, Linguistik, Philosophie und vieles mehr beschlägt. Kulturgeschichtlich wertvolle Informationen bietet Kirchers monumentales, in verschiedene Sprachen übersetztes Werk über China (frz. *La Chine illustrée*, 1670).

Das zweite Kapitel «Sehen/Wissen» (18. Jahrhundert) stellt Werke der Aufklärung vor, welche das tradierte Wissen kritisch hinterfragen. Dazu gehören die weit verbreiteten Traktate des Lausanner Arztes und Philanthropen Samuel Auguste Tissot (1728–1797). Seine *Anleitung für das Landvolk in Absicht auf seine Gesundheit* von 1766 nimmt sich im Geiste der Aufklärung der Verbesserung der Volksgesundheit an. Der Pariser Gelehrte Guillaume-Thomas François Raynal (1713–1796) beschreibt in seinem berühmtesten Werk *L'histoire des deux Indes / Die Geschichte der*

beiden Indien (deutsch 1775) nicht nur die Besitzungen und den Handel der Europäer in Übersee, sondern wirft auch einen kritischen Blick auf die Kolonisation und den Sklavenhandel. Der Pariser Kapuziner Joseph-Romain Joly (1715–1805) suchte mit seinen Schriften die Frömmigkeit gegen die Philosophen der Aufklärung zu verteidigen. *La Géographie sacrée et les monuments de l'Histoire Sainte* (1784) von Joly bietet eine mit vorzüglichen Karten ausgestattete Geografie und Naturgeschichte der biblischen Welt.

Im dritten Kapitel «Wissen verbreiten» (19. Jahrhundert) werden die Veränderungen in der Wissensvermittlung durch die zunehmende Alphabetisierung der Bevölkerung, durch die Demokratisierung des Zugangs zum Wissen und die Herausbildung nationaler Identitäten exemplarisch thematisiert. Dekan Philippe-Sirice Bridel (1747–1845) mit den weit verbreiteten Almanachs *Le conservateur suisse* und *Étrennes hélvetiennes et patriotiques*, der Pädagoge Cyprien Ayer (1825–1884) und andere belebten die Nationalgeschichte und die Geografie der Schweiz, die Literatur der Westschweiz und die Erforschung der Westschweizer Patois. Das Panorama wird abgerundet durch sogenannte «schädliche» Bücher, Zeitungen und Romane und die Abwehr von deren Gedankengut durch den römischen *Index librorum prohibitorum* oder durch Leitfaden, etwa denjenigen des belgischen Jesuiten Jean-Baptiste Boone (1794–1871), der zeitweilig am Freiburger Jesuiten-Kollegium wirkte.

Die hier ausgebreiteten kulturgeschichtlichen und bibliothekarischen Trouvaillen werden auf willkommene Weise abgerundet durch einen Überblick über den literarischen Bestand der Kapuzinerbibliothek aus berufenen Federn: «La littérature française» durch Simone de Reyff, «Wertvolle deutsche Bücher» durch Rosmarie Zeller und «Libri italiani» durch Alessandro Martini.

Die Ausstellung, die vom 19. Mai bis zum 12. Juni 2021 in der Bibliothek des Franziskanerklosters (Cordeliers) in Freiburg gezeigt wurde, war durchgehend zweisprachig angelegt, ebenso der hier zu besprechende Katalog, der auch für seine schöne Illustrierung Lob verdient. Zu tadeln ist allerdings die schlechte Einbindung des Katalogs; trotz behutsamem Umgang durch den Rezensenten beim Blättern und Lesen fiel er auseinander und fielen die losen Blätter heraus. Die Kunst des Buchbindens im 21. Jahrhundert erreicht offensichtlich nicht mehr das ‹savoir faire› der Kapuziner-Bibliothekare von einst mit ihren soliden Bucheinbänden!

Ernst Tremp

David Aeby, *La Compagnie de Jésus de part et d'autre de son temps de suppression: les jésuites à Fribourg en Suisse aux XVIIIe et XIXe siècles*, Padua 2020 (Collana del Dipartimento di Scienze Politiche, Giuridiche et Studi Internazionali 6), 501 S.

Der Autor legt mit diesem Werk, das an der Philosophischen Fakultät der Universität Freiburg und an der École des hautes études en sciences sociales Paris als Dissertation angenommen worden ist, eine Studie vor, die in der Geschichtsschreibung der Gesellschaft Jesu ihresgleichen sucht: die Jesuiten im Territorium der Stadtrepublik Freiburg von der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, über die Zeit der vom Papst verfügten Aufhebung von 1773 bis 1814 und ab der erneuten Präsenz von 1818 bis zur Vertreibung 1847 infolge des Sonderbundkrieges. Das Gedenkjahr 2014 an die Wiederherstellung vor zweihundert Jahren hat wohl neue Forschungen zum frühen 19. Jahrhundert angeregt, insgesamt aber richtet sich die seit rund zwanzig Jahren blühende Renaissance jesuitischer Historiografie auf das 16. Jahrhundert und die Überseemissionen, während das 18. Jahrhundert und die Zeit nach der Aufhebung das Nachsehen haben.

Eine einzigartige Voraussetzung Freiburgs ist ein ereignisgeschichtlich in jeder Hinsicht milder Verlauf: 1773 führte eine Gemeinschaft von Ex-Jesuiten als Weltpriester das Kolleg weiter. Wohl oblag die Verwaltung fortan der Stadt, wobei diese schon zuvor den Unterricht beobachtet hatte. Die einstigen Ordensmänner wurden bald durch Säkularkleriker ersetzt, womit ein lokaler Charakter bestimmend wurde. Allerdings darf die vorausgegangene Überregionalität nicht überschätzt werden. Lediglich der Lehrkörper kursierte innerhalb des weiten Territoriums der Provinz Germania Superior, während die Zöglinge aus der näheren Umgebung rekrutiert wurden. Nach 1818 spielte Internationalität eine neue Rolle, da das Kolleg wegen der noch nicht zahlreichen wiederhergestellten Jesuitenschulen Gymnasiasten aus der ganzen Schweiz und Frankreich anzogen. So kann unter mancher Hinsicht nicht von einer Wiederherstellung vorrevolutionärer Zustände gesprochen werden. Die Verwaltung des Gymnasiums ist nicht an den Orden zurückgegangen, sondern beim Staat verblieben. Ebenso können im politischen Sektor kontinuierliche Veränderungen und nicht abrupte Brüche beobachtet werden. Das bestimmende Stadtpatriziat des Ancien Régime konnte sich trotz Franzoseneinmarsch, Helvetik und Mediation halten. Nur stand das 19. Jahrhundert unter dem Zeichen einer permanenten Rivalität zwischen Konservativen und Liberalen mit

mehreren Regierungswechseln. Dabei gestalteten sich die Einflussnahmen auf das Kollegswesen unterschiedlich, wobei keine Partei jemals an die vollständige Rückgabe des Schulbetriebs an den Orden dachte.

Die Veränderungen im Kolleg während der untersuchten Zeitspanne waren wohl tiefgehend, aber nicht an einzelne einschneidende Ereignisse gebunden. Die Erneuerung des Unterrichts, konkret die Aufnahme von Experimentalphysik, hatte bereits vor der Aufhebung eingesetzt. Nach 1773 folgten wohl Reformen, zu einer Beschleunigung ist es aber nicht gekommen; und auch nach 1818 wurde über eine Anpassung des Lehrplans an neue pädagogische Erfordernisse kontinuierlich nachgedacht.

Der Autor erklärt in seiner Einleitung, dass er keine Lokalgeschichte, sondern eine Mikrostudie vorlegt, die auf die breitere Jesuiten-, Bildungs- und Frömmigkeitsgeschichte ausgerichtet ist. Dabei hat das Studium der Quellen Priorität und hilft den gesellschaftlichen Kontext von deren Entstehung zu rekonstruieren. Dieser Zugang hat vor den Ergebnissen der bisherigen Historiografie Priorität und hilft diese gegebenenfalls zu überwinden. Gerade die Verbindung von Quellen und Kontext garantiert eine Öffnung, zumal die Dokumente durch die institutionelle Komponente des Jesuitenordens in den Verbund der Provinz Germania Superior, in Kontakte vor allem mit französischen Provinzen und schliesslich zum Zentrum in Rom führen. Eine zentrale Frage, die sich durch die ganze Arbeit zieht, ist die nach der Integration der Jesuiten in die Verhältnisse der Stadtrepublik beziehungsweise des Kantons Freiburg, was mit dem Antagonismus von Kontinuität und Diskontinuität verbindet. Damit die Mikrostudie diese Vielfalt und Komplexität wirklich einfängt und auf einen breiteren Rahmen hin transparent macht, bedarf es mehrerer methodischer Zugänge. So befragt Aeby die Geschichte der Freiburger Jesuiten in besagtem Zeitraum in einem ersten Teil auf die personelle Zusammensetzung der Kommunität, die finanziellen Bedingungen und die Integration in die Gesellschaft, in einem zweiten Teil auf die Gestaltung von Bildung und Kultur und in einem dritten Teil auf die spirituelle Komponente und die seelsorgliche Betreuung.

Vor allem bei einer näheren Untersuchung der Bibliothekskataloge zeigt sich ein spezifisches Wesensmerkmal Freiburgs: Die Büchersammlung entspricht weitgehend derjenigen anderer mittelgrosser Kollegien, allerdings mit dem Unterschied, dass eine beachtliche Zahl französischer Titel neben einem viel kleineren Anteil deutscher Bücher den klassischen Bestand lateinischer Werke ergänzt. Freiburg stand auf der Grenze zwischen

französisch- und deutschsprachiger Welt, gehörte zur Provinz Germania Superior, war aber auch Einfallstor für französische Einflüsse. Dies manifestierte sich in der Aufnahme französischer Jesuiten nach deren Vertreibung in den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts und wiederholte sich bei späteren politischen Veränderungen. Folge war, dass exilierte Mitbrüder zu kontroversen Fragen besonders des Unterrichts aus der Warte ihres kulturellen Hintergrunds pointiert Stellung bezogen (S. 228).

Ein wichtiges Ergebnis der Studie ist das komplexe Verhältnis zwischen dem Orden und der Stadtrepublik, was dem Bild einer Symbiose von katholischer Herrschaft und post-tridentinischem Katholizismus widerspricht, die sich gemäss traditioneller Historiografie überall dort eingestellt haben soll, wo weltliche Verantwortungsträger Jesuiten und Kapuziner berufen hatten. Ähnlich verhält es sich mit der angeblichen Verweigerung gegenüber Unterrichtsreformen, wodurch die Jesuitenschulen im 18. Jahrhundert ins Hintertreffen geraten sein sollen. Aeby arbeitet deutlich heraus, dass das Kolleg St. Michael nicht beim Lehrplan des 16. Jahrhunderts stehen geblieben ist, sondern sich kontinuierlich entwickelt hat.

Bei Aebys umfangreicher und differenzierter Darstellung der Beziehungen zwischen den lokalen Behörden, den ortsansässigen Jesuiten und der römischen Zentrale stolpert der mit den bisherigen Handbüchern vertraute Leser über die Aussage, der in Freiburg residierende Provinzial habe 1844 von einer Jesuitenberufung nach Luzern abgeraten, da er die Brisanz der politischen Situation erkannt hatte. General Roothaan hingegen hätte diese trotzdem durchgesetzt (S. 60–63). Aeby kommt in seiner *Conclusion* (S. 418) darauf zurück und schliesst daraus, wie ein jesuitischer Konservatismus mit den gesellschaftlichen Realitäten des 19. Jahrhunderts kollidierte, wobei dieser aus einer entfernten Zentrale aufoktroyiert wurde und dem Orden in der Schweiz damit ein Ende bereitete. Sowohl in Ferdinand Strobels Beitrag in der Helvetia Sacra, noch klarer aber in Klaus Schatz' Geschichte der deutschen Jesuiten von 2013 kommt zum Ausdruck, dass sich Roothaan noch im Januar 1844 klar gegen das Projekt Luzern ausgesprochen hatte. Anders äusserte er sich erst auf die Weisung des Papstes, ein Ansuchen der Luzerner Regierung nicht ausschlagen zu dürfen. Gerade im Fall Luzern gestaltete sich der Dissens zwischen Peripherie und Zentrum nicht so ausgeprägt.

Wenn man nun in Aebys Werk das Verhältnis zwischen Rom und Freiburg genauer unter die Lupe nimmt, zeigt sich ein interessantes Bild. Bei der

Förderung moderner Fremdsprachen zu Ungunsten des Lateins äusserte Rom klare Sympathien für Latein, worauf aber Freiburg und auch andere Kollegien nicht eingingen (S. 226–229). Beim Fall von Franz Rothenflue hingegen, dessen Philosophiekurs einer harten Zensur unterzogen wurde, riet Roothaan von drakonischen Massnahmen ab (S. 236–239). Beim Prediger Jacques Ferrand, der wegen rigoristischer Äusserungen ins Kreuzfeuer behördlicher Kritik gekommen war, kritisierte Roothaan diesen und den Provinzial wegen ihres provokativen und unnachgiebigen Verhaltens (S. 391). Ebenso war es Roothaan, der den Provinzial ermahnte, im Pensionat keine Kongregationen mit besonders strengem Profil zuzulassen (S. 401f.). Das Kräfteverhältnis verschob sich nochmals bei der Moraltheologie: Dort waren sich der General und das Freiburger Kolleg einig, eine antirigoristische Lehre zu vertreten, die in der Tradition des in der Alten Gesellschaft gelehrten Probabilismus lag (S. 405). Zur Erklärung solcher Positionen bezieht sich Aeby auf eine Studie von Jean-Pascal Gay (S. 239), wonach die Oberen jener Zeit von einer strengen Auslegung katholischer Ansprüche absahen, um zu vermeiden, liberalen Kräften Argumente für deren antikatholischen Positionen zu liefern. So spricht Aeby von einer «créativité doctrinale», die eine grössere Bandbreite an Lehrmeinungen zuliess als in der zweiten Jahrhunderthälfte. Er kommt damit selber zum Schluss, dass die Jesuiten in Freiburg bis 1847 noch nicht so festgefahren intransigent waren. Aeby bestätigt mit seinen zahlreichen Fallstudien das komplexe Verhältnis zwischen dem Orden und den lokalen Behörden, womit er in mancher Hinsicht ein neues Licht auf die historiografisch vernachlässigte erste Hälfte des 19. Jahrhunderts wirft. Anregungen zu vertieften Auseinandersetzungen sind damit gegeben.

Paul Oberholzer SJ

Jacques Rime, *Le baptême de la montagne. Préalpes fribourgeoises et construction religieuse du territoire (XVIIe–XXe siècles)*, Neuenburg 2021, 678 S., Kartenanhang.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes ist bereits durch landeskundliche Publikationen hervorgetreten, die von seinem Interesse für Themen in der Schnittfläche zwischen Raum und Religion zeugen. *Le baptême de la montagne*, in dem dieses Interesse nochmals unterstrichen wird, ist sein

magnum opus, hervorgegangen aus einer Habilitationsschrift, die der geweihte Priester an der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg im Fach Kirchengeschichte vorgelegt hat. Der Begriff des *magnum opus* ist mit Bedacht gewählt: Jacques Rimes Monografie ist in der Tat gewichtig, und zwar weniger, was den thematisierten Raum betrifft. Es handelt sich, grob gesagt, um die höher gelegenen, voralpenländischen Teile des Freiburger Greyerzbezirks, die hinsichtlich ihrer in der Zeitspanne vom 17. bis zum 20. Jahrhundert verlaufenden «religiösen Konstruktion» betrachtet werden. Das eigentlich Gewichtige an diesem Band ist die Betrachtungstiefe, in welcher der Gegenstand ausgelotet wird. Ein Blick in die Bibliografie genügt, um eine Vorstellung von der beeindruckenden Breite des Materials zu gewinnen, das der Verfasser für seine Arbeit zu Rate gezogen hat: Neben einer Reihe persönlich gewonnener Zeitzeugenberichte hat Rime Archive auf mehreren Ebenen konsultiert, so Pfarreiarchive, das Archiv des Bistums Freiburg-Lausanne-Genf, Handschriftenfonds der Kantons- und Universitätsbibliothek Freiburg und des Musée gruérien in Bulle sowie – in geringerem Mass – das Staatsarchiv Freiburg. Weitere Quellenstücke kommen aus privaten Beständen oder wurden regionalen Presseorganen entnommen, die systematisch durchforstet worden sind.

In seiner ausführlichen Einleitung situiert Rime das zu erforschende Gebiet historisch-geografisch und umreisst sein Forschungsinteresse, nämlich die wechselnde religiöse Bedeutung, mit der die Landschaft des Greyerzer Mikrokosmos im Lauf der Zeit «aufgeladen» worden ist. Als grundlegendes Analyseinstrument dient ihm das Konzept der «erfundenen Tradition», für das sich der Verfasser auf Eric Hobsbawm beruft und das ihm die Möglichkeit gibt, vermeintlich zeitlose Bräuche zu historisieren. Im ersten Teil seiner Studie («Un espace lointain») blickt Rime auf eine «longue durée» zurück, indem er der «permanence de l'esprit magique» in der Landschaft nachgeht. Das wären an bestimmte Orte gebundene heidnische Reminiszenzen beziehungsweise numinöse Orte. Es stellt sich freilich heraus, dass die «lieux-dits ‹païens› ou ‹magiques›» in den allermeisten Fällen eine nur kurze belegbare Geschichte haben: Die Ersterwähnungen gehen in der Regel nicht weiter als in das 18. Jahrhundert zurück, vielfach stammen sie auch aus dem 19. Jahrhundert. Viele «ortsgebundene» Legenden, in denen von nicht-menschlichen Erscheinungen die Rede ist, sind im freiburgischen Raum unter anderen mit den Namen des waadtländischen Pastors Philippe-Sirice Bridel († 1845) und des eine Generation jüngeren – aber früher verstorbenen – Franz Kuenlin († 1840) verbunden, Letzterer in

Rimes Worten «le plus remarquable collecteur de légendes fribourgeoises» (S. 82). In ein anderes Register gehört *der* «ranz des vaches», der Inbegriff «traditioneller» Greyerzer beziehungsweise Freiburger Folklore, doch auch seine Geschichte ist jünger als gemeinhin angenommen, geht er doch – in seiner heute bekannten Form – aufs frühe 19. Jahrhundert zurück.

Es ist müssig, die in Jacques Rimes Studie angesprochenen Themen alle auch nur ansatzweise ansprechen zu wollen. Wir begnügen uns deshalb für den ersten Teil auf die Erwähnung zweier weiterer Thematiken, nämlich die vom Verfasser präsentierten Elemente einer volkstümlichen Religion («religion populaire»), deren sichere Erstbelege zum Teil ebenfalls jüngeren Datums sind als erwartet, sowie das lange Zeit über – räumlich – eher distanzierte Verhältnis zwischen Priestern und Alphirten. Das Aufsuchen der Alp durch den im Tal ansässigen Gemeindepfarrer ist ein Phänomen des 20. Jahrhunderts, wie der Verfasser im dritten Teil der Studie aufzeigen wird.

Nachdem im ersten Teil zahlreiche intuitive Vorstellungen über die seit Anbeginn der Zeiten anhaltende religiöse «Beseelung» der freiburgischen Voralpen revidiert worden sind, schreitet Rime im zweiten Teil («L'Église, les Alpes et l'invention de la tradition») zur eigentlichen Bildung volkstümlicher und religiöser Traditionen im genannten Gebiet. Dabei kommt er zum Schluss, dass das Greyerzerland in den Augen der schreibenden Betrachter lange nichts Spezifisches an sich hatte. Dieser Umstand änderte sich erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts – beispielsweise mit einem Bericht des Berner Patriziers Karl Viktor von Bonstetten, der seit 1779 als Landvogt im benachbarten Saanen einschlägige Erfahrungen gesammelt hatte und der das Leben der örtlichen Hirten beschreibt. Als eigentlicher «Entdecker» des Greyerzerlandes aber gilt Philippe-Sirice Bridel, der sich für Legenden, Brauchtum, Geschichte, Sprache (das Patois) und das Reisen im Allgemeinen begeisterte und den der Anblick erhabener Berge zu «deistischen Akzenten» inspirierte. Neben den Genannten hatte das Greyerzerland vom späten 18. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts zahlreiche weitere «Entdecker» beider Konfessionen, die Rime Revue passieren und deren Präsentation seine Studie zu einer eigentlichen freiburgischen Geistesgeschichte werden lässt (genannt seien exemplarisch Étienne Pivert de Senancour, Alexandre Daguet, Pierre Sciobéret oder Henri Naef). Unter den «Entdeckern» fällt die Teilhabe ausserkantonaler, reformierter Persönlichkeiten auf, für welche die Vaterlandsliebe Teil eines national-liberalen Projektes war.

Seitens der freiburgischen Geistlichkeit bemerkt man eine mit dem französischen Klerus geteilte Lust an der Gelehrsamkeit («goût pour l'érudition»), die sich in einem in der Freizeit gepflegten Interesse in den Bereichen Geschichte, Botanik (der herborisierende Priester), Brauchtum oder Sprache (patois) niederschlug. Wichtige Namen sind in diesem Zusammenhang Charles-Aloyse Fontaine, Jean Gremaud, Apollinaire Dellion oder Jean-Joseph Chenaux.

In der Zeit der «République chrétienne» unter dem Langzeitstaatsrat Georges Python (im Amt 1886–1927) wurde der Bauer zum Träger des konservativen Staatsdiskurses erhoben – «le discours conservateur aime distiller les valeurs du ruralisme et de la montagne» (S. 316) –, gleichsam als ideologischer Verteidiger gegen die Gefahren der Verstädterung, der Industrialisierung, des Sozialismus und des Laizismus. Vor diesem Hintergrund war das volkstümliche Brauchtum positiv konnotiert, auch von Seiten des Klerus, von dem aber auch warnende, kontrollierende Stimmen erschallten, welche die Gefahren des Überbordens thematisierten, insbesondere auf Festen und Tanzanlässen.

Der dritte Teil der Studie schildert unter dem programmatischen Titel «La montagne catholique» die kirchliche Durchdringung des Freiburger Voralpenraums, ein Prozess, den der Autor in die Zeitspanne zwischen den frühen 1920er- und den frühen 1960er-Jahren ansetzt. Die überragende Figur in diesem Prozess war der 1951 verstorbene Joseph Bovet, der im Buch treffend als «l'homme du moment» (S. 349) charakterisiert wird. Als überaus fruchtbarer Komponist, Dozent am Lehrer- und am Priesterseminar sowie Chorverantwortlicher vermochte Bovet – «à la suite de nominations stratégiques» – einen guten Teil des musikalischen Lebens des Kantons zu kontrollieren (S. 351). Er war es, so Rime, welcher der Freiburger Priesterschaft den Weg zur Beschäftigung mit der Folklore ebnete, wobei Folklore im gegebenen Zusammenhang als «folkorisiertes» und nicht zuletzt auch moralisiertes und entpolitisiertes Brauchtum zu verstehen ist (Bovet scheute sich nicht, Liedtexte zu versittlichen oder zu «entjakobinisieren»).

Ein schönes Beispiel für das ambivalente Verhältnis zwischen Folklore und Brauchtum beziehungsweise gelebter Praxis liefert die im vorliegenden Band zitierte Aussage des Notars und liberalen Politikers Pierre-Léon Pettolaz von Charmey, der 1790/91 auf eine briefliche Anfrage von Philippe-Sirice Bridel nach dem (vor Ort unbekannten) «ranz des vaches» bedauernd antwortete: «On préfère chez nous des chansons françaises

souvent scandaleuses ou bachiques et toujours frivoles à celles qui nous retraceraient l'esprit, le génie et l'antique simplicité de nos pères» (S. 353).

Joseph Bovets Schaffen verrät ein Prinzip, das der Verfasser wie folgt umschreibt: «Le musicien met en scène un univers où tout converge dans une harmonie chère à l'époque, la famille, le village, les saisons, la plaine et la montagne, le passé et le présent, et bien sûr Dieu» (S. 361). Bovet war nicht allein, sondern Teil und auch Vorbild einer Gruppe, der «curés-chanteurs». Sein Einfluss verbreitete sich aber auch über seine Tätigkeit am Lehrerseminar – eine strategisch günstige Position, wie Bovet selbst einräumte: «Tous les instituteurs ont passé à l'École normale d'Hauterive; j'ai pu les former, les influencer. Maintenant, ils forment à leur tour, des élèves» (S. 377).

Für Jacques Rime bildete die Zeit zwischen den beiden Weltkriegen einen folkloristischen Höhepunkt («pic folklorique»), auf dem sich einst verfeindete Brüder fanden: Konservative und Freisinnige einte – im Geist der Vaterlandsliebe – die Angst vor dem Sozialismus und dem Bolschewismus. Hinter diesem «pic» stand eine grössere Gruppe kultureller Akteure, darunter Musiker, Verfechter des Patois («des patoisants»), Dichter und Vertreter des Volkstheaters. Eine nicht zu überschätzende Rolle hatten auch die neu entstehenden Vereinigungen zur Pflege von Tracht und Brauchtum und die katholische Priesterschaft, aus deren Rängen eine Reihe von Animatoren, Musikern und «patoisants» stammten. Ein weiteres Indiz für die «Katholisierung» der Voralpen ist die steigende Bereitschaft der Priester, sich selbst in höhere Lagen zu begeben, sei es, um Herden zu segnen, Messen zu lesen oder sich selbst alpinistisch zu betätigen.

Die allgemeine «folkloristische Mobilisierung» hielt bis in die 1950er- und -60er-Jahre an, ein Elan, an dem auch das Dialekttheater Anteil hatte. Allerdings war dieses Engagement mit einer gewissen Wehmut verbunden, wurde es doch zunehmend schwierig, sich den sozialen und wirtschaftlichen Veränderungen entgegenzustemmen. Die Folklore erhielt eine kompensatorische Note, das Patois geriet zunehmend unter Druck.

Diese Überlegungen münden in einen vierten Teil, in dem die Gegenwart zur Sprache kommt: Die Folklore wird nach wie vor gepflegt, zum Teil mit verschobenen Akzenten. Was sich auch verändert hat, ist das religiöse Erleben, das nicht verschwunden, sondern vielfältiger, diffuser, sicher weniger an den kirchlichen Rahmen gebunden ist. Was die Berge betrifft, so hat der ökologische Gedanken einen eigenen, wichtigen Stellenwert erhalten, und der Verfasser fragt nach der Schnittmenge zwischen

Ökologie und Spiritualität. Unter den Pionieren des ökologischen Gedankens nennt Rime den Freiburger Priester und Tierschützer Charles Raemy. Dabei merkt er an, Raemy sei einer der Verfechter der Volksinitiative für das Schächtverbot im Jahr 1893 gewesen. An dieser Stelle wäre ein Verweis auf die antisemitischen Untertöne, die den damaligen Abstimmungskampf begleiteten, angebracht gewesen.

In Rahmen dieser Besprechung konnten nur einige der Thematiken, die Jacques Rimes Band ausmachen, aufgegriffen werden. Dieser Umstand zeugt von der Reichhaltigkeit dieser Studie, die ihren eigentlichen geografischen Rahmen, das Greyerzerland, sprengt und zu einer Geistes- und Mentalitätsgeschichte des ganzen Kantons Freiburg, ja *mutatis mutandis* der Schweiz geworden ist.

Georg Modestin

Anne Philipona, *Das Gemeingut der Bauern. Die Anfänge der Milchgenossenschaften*, übersetzt von Hubertus von Gemmingen, Freiburg 2021 (Archives de la Société d'histoire du canton de Fribourg 53), 295 S., Abb.

In seinem zum Klassiker gewordenen Buch über die Geschichte des 20. Jahrhunderts *Das Zeitalter der Extreme* schrieb der britische Historiker Eric J. Hobsbawm: «Der dramatischste und weitreichendste soziale Wandel in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts, der uns für immer von der Welt der Vergangenheit getrennt hat, war der Untergang des Bauerntums.» In der Tat ist die bäuerliche Bevölkerung heutzutage zu einer gesellschaftlichen Randgruppe zusammengeschrumpft und immer weniger Menschen sind mit der Landwirtschaft arbeits- und lebensweltlich verbunden. Die bäuerliche Welt ist in der industriellen und, wie manche wohl etwas voreilig meinen, postindustriellen Gesellschaft für viele zu einer fremden Welt geworden. Je fremder diese Welt, so scheint es zuweilen, umso besser eignet sie sich für Projektionen aller Art. Angesichts der politisch und ideologisch aufgeladenen Debatten über die Landwirtschaft in unserer Gegenwart ist es nicht nur nötig, sich der Geschichte und den gegenwärtigen Problemlagen der Nahrungsmittelproduktion mit differenzierten analytischen Perspektiven und sachgerechten Begriffen anzunähern; es braucht auch eine Portion Mut, intellektuelle Autonomie und Durchhaltewille. Allzu rasch droht der Anspruch nach einem differenzierten Blick

auf die vielfältige bäuerliche Welt sonst zwischen jenen so mächtig gewordenen Mythen und ideologisch aufgeladenen Standpunkten zerrieben zu werden, die das Reden über diesen eigentlich äusserst interessanten Untersuchungsgegenstand in unseren Tagen allzu oft besetzen.

Anne Philipona, die Autorin des hier zu besprechenden Buches und langjährige Präsidentin unseres Schwestervereins, der *Société d'histoire du canton de Fribourg*, bringt genau diese Voraussetzungen mit. Als Leser lässt man sich gerne und mit viel Erkenntnisgewinn von dieser ausgewiesenen und profunden Kennerin der Milchwirtschaft in die Geschichte der Käserei- und Milchgenossenschaften im Freiburg des 19. Jahrhunderts entführen. Das Buch beruht auf einer Dissertation, die 2020 an der Universität Neuenburg eingereicht und von unserem Vorstandsmitglied Hubertus von Gemmingen aus dem Französischen übersetzt wurde.

Philipona interessiert sich für das kollektive Handeln der bäuerlichen Milchproduzenten, die nur dann von ihrer Arbeit leben konnten, wenn sie ihre Milch gemeinschaftlich verwerteten. Die wenigen Kühe, die die meisten bäuerlichen Produzenten besassen, gaben zu wenig Milch, um daraus qualitativ guten, lange haltbaren und exportfähigen Käse herzustellen. Sie schlossen sich deshalb zu Käsereigenossenschaften zusammen, um die Milch ihrer Kühe kollektiv zu nutzen, was aber umgekehrt eine spezifische Regulierung dieser Gemeinschaftsstrukturen nach sich zog. Im Anschluss an die amerikanische Politikwissenschaftlerin Elinor Ostrom betrachtet Philipona deshalb die Milch als Gemeingut, weil sie im 19. Jahrhundert auf dem Land ohne gemeinsame Nutzung kaum zur wirtschaftlichen Überlebenssicherung der bäuerlichen Familien beitragen konnte. Insofern waren Käsereigenossenschaften kreative und anpassungsfähige gemeinschaftliche Antworten auf spezifische wirtschaftliche Herausforderungen, mit denen sich die Freiburger Milchproduzenten im 19. Jahrhundert konfrontiert sahen.

Um das Funktionieren und die dynamischen Veränderungen der Freiburger Käserei- und Milchgenossenschaften im 19. Jahrhundert rekonstruieren zu können, greift die Autorin auf eine breite und vielfältige Quellengrundlage zurück. Die Archive von zwölf Käserei- und Milchgenossenschaften aus dem Glanebezirk, dem Saanebezirk, dem Greyerzbezirk und dem Broyebezirk wurden ebenso ausgewertet wie im Staatsarchiv Freiburg Statuten und Reglemente, Strafgerichtsakten sowie der Nachlass von Emmanuel de Vevey, dem ersten Direktor der Milchstation Pérolles und einem der führenden Köpfe der Freiburger Milchwirtschaft, gesichtet

wurden. Das Archiv der 1888 gegründeten Milchstation Pérolles, die Jahresberichte der Landwirtschaftsdepartements des Kantons Freiburg sowie regionale und milchwirtschaftliche Zeitungen und Zeitschriften runden das vielfältige Quellenkorpus ab, auf dem Philipona ihre Untersuchung aufbaut. Es sind nicht zuletzt die aus diesen Quellenfunden herausgearbeiteten Episoden, die der Darstellung einen besonderen Reiz geben. Sie führen die Leserschaft nahe an die Lebens- und Arbeitswelten der Milchproduzenten heran, machen die Konflikte und Kooperationen zwischen ihnen und im Gefüge der Genossenschaften nachvollziehbar und gewähren interessante Einblicke in die Sozialgeschichte der Freiburger Dörfer. Die Bauern werden so als handelnde Akteure sichtbar, sie sind nicht Marionetten, deren Fäden an den strukturellen Veränderungen der Landwirtschaft im beginnenden Zeitalter des Industriekapitalismus aufgehängt sind. Stattdessen werden sie als handelnde und leidende, als aktive und den wirtschaftlichen Zwängen unterliegende, als organisierende, streitende und kooperative, als verhandlungslustige, zuweilen gerissene, oft den wirtschaftlichen Machtstrukturen der verarbeitenden Industrie untergeordnete, in jedem Fall aber vielfältige soziale Gruppe portraitiert. Die dörfliche Bühne, der Mikrokosmos der Milchgenossenschaften und die Dorfkäserei werden so zu Schaufenstern einer Wirtschafts- und Sozialgeschichte der bäuerlichen Milchproduzenten Freiburgs in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Gegliedert ist die Darstellung in zwei Hauptteile. Der erste Teil, «Die Zeit der Fruiteries», untersucht die frühen Versuche der Freiburger Milchproduzenten, sich genossenschaftlich in Talkäsereien zu organisieren. Als «Fruiterie» wurden gemeinschaftliche Organisationen bezeichnet, deren Zweck darin bestand, die «Frucht» der Milch gemeinsam zu nutzen und aufzuwerten. Sozialreformer, Frühsozialisten und Utopisten wie Charles Fourier oder Victor Considerant sahen im frühen 19. Jahrhundert in den Fruiteries zuweilen Symbole des solidarischen Wirtschaftens und des Genossenschaftsgeistes und damit auch eine Alternative zum aufsteigenden Kapitalismus. Die Praxis in den Freiburger «Fruiteries» mag wohl zuweilen durchaus von genossenschaftlichem Geist getragen gewesen sein, oft aber wurde die Tätigkeit dieser Institutionen von Streitigkeiten, Betrügereien, Prozessen, Bussen und Beschlagnahmungen mit drastischen Folgen für die Betroffenen durchkreuzt. Kontrollen und verschärfte Reglemente waren die Folge. Der «Fruitier» selbst, also der von der Genossenschaft eingestellte Käser, wurde zur ambivalenten Sozialfigur im Dorf: Sein für

die Genossenschaft unverzichtbares fachliches Wissen machte ihn zu einem geschätzten und mächtigen Mann, oft aber stand er auch im Verdacht ein Profiteur zu sein.

Der zweite Teil, «Die Zeit der Molkereien», zeichnet den Wandel nach, den viele Genossenschaften seit den 1880er-Jahren durchmachten. Anstatt sich in einer «Fruiterie» gemeinschaftlich zu organisieren und einen Käser anzustellen, beschlossen viele Genossenschaften, die Käsereien nicht mehr selbst zu betreiben, sondern die Milch an eine Molkerei zu verkaufen. Hielten sie im «Fruiterie»-System die Produktionsmittel zur Herstellung des Käses noch in den eigenen Händen, so setzten sie nun immer stärker auf eine Aufgabenteilung, die sie indes auch einen Teil ihrer Unabhängigkeit und Resilienz gegenüber den neuen Zwängen der Marktwirtschaft kostete. Faktisch wurden sie nun zu Rohstofflieferanten der verarbeitenden Gewerbe und Industrien; ihr einstiges Gemeingut war damit zu einer Ware geworden, deren Preis meist andere bestimmten. Schonungslos schrieb der Freiburger Staatsrat 1906: «Der Freiburger Bauer ist, was den Milchverkauf betrifft, zu sehr von den grossen, in unserer Nähe errichteten Milchsiedereien abhängig. Diese setzen einen Preis fest, der nicht verhandelbar ist, weil sie genau wissen, dass der Freiburger Produzent keine andere Wahl hat.» Der Wandel in der Organisationsform spiegelt damit tiefgreifende wirtschaftliche und gesellschaftliche Veränderungen: Die Ansiedlung von Milchsiedereien und Verarbeitungsindustrien und die verkehrs- und transporttechnologische Vernetzung durch Eisenbahn und Dampfschifffahrt veränderten die Marktordnungen und das wirtschaftliche Umfeld der Genossenschaften markant. Der Staat trat insbesondere im Bereich der Ausbildung und der Wissenschaft immer deutlicher als steuernder Akteur auf, was sich in Freiburg etwa in der Landwirtschaftsschule Grangeneuve und in der Milchstation Pérolles zeigt. Immer engmaschiger verflocht sich die Milchwirtschaft so mit den Logiken der kapitalistischen Marktwirtschaft einerseits und mit der Politik der staatlich geleiteten und wissenschaftlich legitimierten Agrarmodernisierung andererseits. Dies war der Nährboden, aus dem zu Beginn des 20. Jahrhunderts die sogenannten «Milchkriege» wachsen sollten. Aber diese sind nur noch am Rande Teil von Philiponas Darstellung.

Das Gemeingut der Bauern ist ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der ländlichen Ökonomie und zur Sozialgeschichte der ruralen Gesellschaft Freiburgs im 19. Jahrhundert. Philiponas Untersuchung liefert aufschlussreiche Nahaufnahmen des organisatorischen Aufbruchs, der die

bäuerlichen Produzenten im 19. Jahrhundert ergriff. Dass sie dabei spezifische und eigenständige Formen der genossenschaftlichen und gemeinwirtschaftlichen Nutzung ihrer Produkte hervorbrachten und in einer von tiefgreifendem sozialem, kulturellem und wirtschaftlichem Wandel geprägten Zeit weiterentwickelten und den neuen Verhältnissen anpassten, zeugt von ihrer kreativen Handlungsfähigkeit. In diesem Buch wird nicht über die Köpfe der Bauern hinweg gesprochen, vielmehr kommen sie selbst zu Wort und werden als aktive, wenn auch oft den wirtschaftlichen Verhältnissen des anbrechenden Zeitalters des Industriekapitalismus unterlegene Akteure sichtbar. Die Akribie, mit welcher Philipona diesen Menschen nachspürt und sie in ihren dörflichen und genossenschaftlichen Kontexten verortet, bringt erhellende und überraschende Erkenntnisse zutage. Zuweilen droht allerdings dieses Nachverfolgen einzelner Akteure und Genossenschaften so weit ins Kleinteilige abzudriften, dass die grösseren Strukturen aus den Augen verloren werden, die Argumentationslinien ausfransen und die Leseführung vernachlässigt wird. Dessen ungeachtet ist Anne Philipona ein sehr lesenswertes Buch gelungen, das uns zwar in die Anfänge der Käserei- und Milchgenossenschaften des 19. Jahrhunderts zurückführt, dabei aber auch Versatzstücke einer solidarischen, gemeinschaftlichen und demokratischen Ökonomie ausgräbt, über deren Gegenwartsrelevanz nachzudenken sich zweifellos lohnen würde. Nicht nur, aber auch deshalb ist diesem Buch eine breite Leserschaft zu wünschen.

Juri Auderset

Corpus. Le corps et le Sacré. Das Sakrale und der Körper, hg. von Caroline Schuster Cordone, Stephan Gasser und Ivan Mariano, anlässlich der Ausstellung «CORPUS: das Sakrale und der Körper» im Museum für Kunst und Geschichte Freiburg (26. November 2021 bis 27. Februar 2022).

Im Vorwort dieser Publikation weist Ivan Mariano, Direktor des Museums für Kunst und Geschichte Freiburg (MAHF), darauf hin, dass im aktuellen Diskurs der «Körper» für Individuum und Gesellschaft von zentraler Bedeutung ist. Unsere Vorstellungen vom Körper beruhen auf Bildern und Vorstellungen, die sich über Jahrhunderte hinweg entwickelt haben und deshalb mit Rückgriff auf Bildwerke aus der Vergangenheit wie aus dem zeitgenössischen Schaffen untersucht werden können. Der «Körper» unter

dem Gesichtspunkt des Sakralen ist die erste Ausstellung in einem Zyklus, der in den kommenden Jahren das Programm des MAHF mitprägen soll.

Der vorliegende Band ist eine begleitende Publikation zur Ausstellung. Folgerichtig liegt der Fokus nicht auf den gezeigten Werken und deren ausführlicher Beschreibung, sondern das Thema wird in fünf thematischen Artikeln aufgegriffen und durch Werkkommentare zu einigen Objekten ergänzt, verfasst von drei Gastautoren und Mitarbeiter:innen des Museums. Die in den thematischen Artikeln erwähnten Werke sind in kleinformatigen Abbildungen präsent, die Werkbeschreibungen werden mit ganzseitigen Fotos ergänzt und durch den Druck auf rosa gefärbtes Papier von den begleitenden Aufsätzen abgesetzt. Die Werkbeschreibungen beziehen sich auf Objekte aus der Sammlung des MAHF. Der Begleitband präsentiert also nicht die gesamte Ausstellung, sondern einen ausgewählten Teil. Das zeitgenössische Schaffen ist im Begleitband weniger präsent als in der Ausstellung selbst.

Der Kunsthistoriker Jérémie Koering, Universität Freiburg, verfasst den ersten thematischen Artikel zu «Einverleibungen». Das Betrachten reicht nicht immer aus, um die gewünschte Nähe herzustellen, sondern ein Einverleiben des Heiligen wird möglich durch essbare Bilder, Schabmadonnen, Hostien mit aufgeprägten Bildern oder Schluckbilder. Drei Werke aus der Sammlung des MAHF veranschaulichen dies mit Bildern zu Inkarnation und Mutterschaft Mariens.

Der zweite thematische Artikel stammt von Stephan Gasser, Konservator am MAHF, und beschäftigt sich mit Heiligen in Bewegung, also Bildwerken von Heiligen, die bei Festen und Prozessionen in Bewegung gesetzt werden, wie der Palmesel, Auffahrtschristus oder auch die Schreinmadonna, die durch bewegliche Flügel verschiedene Ansichten präsentieren kann. Es folgen Beschreibungen von vier Werken aus der Sammlung, nicht nur Plastiken, sondern auch eine «Sacra Conversazione», ein Gemälde, das Heilige mit Gesten der Verehrung zeigt.

Der folgende Artikel des Historikers Michel Pastoureau stellt den Teufel, sein Bestiarium und seine Farben vor (10.–17. Jahrhundert). Seit dem 16./17. Jahrhundert triumphiert die schwarze Farbe für den Teufel, auch in Verbindung mit Vorstellungen zur schwarzen Magie, schwarzen Messen und höllischen Tieren, die bevorzugt in der Nacht leben und ein schwarzes Fell oder Federn aufweisen. Es schliessen sich Werkbetrachtungen an zu den Themen Paradies und Sündenfall, der Bekleidung eines Eremiten und einer Ordensfrau sowie der Skulptur des Teufels von Niki de Saint Phalle.

Im vierten Themenkreis beschäftigt sich Caroline Schuster Cordone, Vizedirektorin des MAHF, mit der Vergänglichkeit des Körpers. Die anschliessenden Werkbetrachtungen zeigen Gefährdungen des Körpers, wie die Darstellungen der Marter des hl. Bartholomäus, eine Johannesschüssel mit dem Haupt des Täufers, und – in Beziehung zur abgezogenen Haut des Bartholomäus – den «Daumen» von César, den vergrösserten Abguss des Daumens des Künstlers.

Der fünfte und letzte Themenkreis wird eingeleitet durch den Philosophen Alexandre Jollien mit Reflexionen zu Körper, Fleisch und dem Sakralen auf Grundlage von westlichen und östlichen Weisheitslehren. Die vier Werkbetrachtungen zum Thema Ekstase und Verzückung zeigen die Reliquie der hl. Quintiana, kunstvoll verziert im Kloster Montorge (Bisemberg), und Darstellungen von Visionen in religiösen Bildern (Vision des hl. Herzens Jesu, Vision des hl. Bernhard, die Rosa mystica).

Der Band wird abgeschlossen durch zwei Bibliografien, eine zu den fünf thematischen Schwerpunkten des Bandes, die andere zu den Werkkommentaren. Weiter soll positiv vermerkt werden die klare Gliederung und die Publikation aller Texte in Französisch und Deutsch (Übersetzungen von Pauline Desnuelles und Hubertus von Gemmingen). Das handliche Format und der mässige Preis sind weitere Vorzüge, insgesamt eine anregende Publikation zu einem spannenden Thema mit einem guten Konzept. Wir freuen uns auf die Fortsetzung.

Petra Zimmer